

11]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

„Ich habe wohl gehört, daß dort im Süden hinter den Hügeln etwas im Gang sein soll. — Hier ist das reine Elend,“ fügt er mit einem Seufzer hinzu.

„Gehört keiner von Euch mit zu der neuen Bewegung?“ fragt Per.

Die jungen Knechte blicken einander an. Sie müssen die Frage verneinen. Aber es sieht in diesem Augenblick fast so aus, als schämten sie sich dessen.

Obgleich sie einige Kaffeepünische bekommen haben, so dämpfen diese Fragen und Pers ganzer Ton doch etwas die Ausgelassenheit der jungen Burtschen. Aus der nun eingetretenen Stille heraus fragt Per dann plötzlich mit einem merkwürdig innigen Tonfall:

„Höre mal, Jens. Entfinnst Du Dich, einmal dergleichen, wie sie jetzt im Süden vorhaben, zu Hause gesehen zu haben?“

Jens denkt eine Weile nach, dann sagt er in merkwürdig finsterem Ton:

„Das erste, woran ich mich erinnern kann, ist der große Sozialistenzug. Du weißt wohl damals, als die Kleinen begrabten wurden.“

„... Still, da kommt Deine Mutter. — Nun, Du hast es also gut jetzt, das freut mich zu hören,“ bemerkt Per ablenkend.

Der kleine Per steht am Tischende und starrt bewundernd seinen großen Bruder an. „Nun sollst Du wohl auch bald fort und dienen, kleiner Per,“ fragt der Bruder.

„Ich staple im Sommer Torf im Moor,“ antwortet Per ganz stolz.

„Ja, er ist sehr fix, der kleine Per.“ Der Vater streicht ihm über die Wange.

„Du kannst zu mir kommen und bei uns dienen,“ sagt Jens.

Das will der kleine Per furchtbar gerne. Und der Vater bemerkt, daß es ihm sehr recht sein würde, wenn Per dort im Süden dienen könnte. — Die Zeit verrinnt, und Jens muß fort.

Es gelingt Per, noch vorher dem Sohn in aller Stille zu sagen, daß er sich nach seiner Meinung an der Bewegung dort unten beteiligen solle. „Ihr Jungen seid es doch, auf die es ankommt!“

Jens kann nicht antworten, denn die anderen kommen herbei, und sie müssen gehen.

Aber er sendet seinem Vater einen Blick zu, der voll Liebe und Bewunderung ist.

Die Eltern und die kleineren Geschwister stehen in der Tür, als Jens und sein Kamerad fortgehen.

„Hab Dank, daß Du noch Hause kamst, uns zu besuchen“ ruft der Vater ihm nach.

Jens winkt mit der Hand. —

Es ist zur Zeit des Sonnenunterganges. Die weiß gestalkten Höfe auf den Höhen im Osten des Moors sind grell beleuchtet, und die großen Pappeln oben bei dem Altenhose stehen still und träumerisch da.

Im Westen geht die Sonne leuchtend rot in einem wolkenlosen Himmel unter.

„Morgen haben wir gutes Wetter!“ sagt Per.

Und Gott sei Dank, daß jetzt der Sommer kommt, Sophie.“

9.

Im Sommer verdienen viele kleine Leute der Umgegend ihr Brot durch Arbeiten im Moor.

Das Moor glück einem Ameisenhaufen mit all den emsig beschäftigten Menschen von früh bis spät.

Viele brachten sogar die Säuglinge mit; sie lagen im Schutz des Gebüsches, wo die Insekten ihnen um die Ohren summt, und die Lerche sang sie in den Schlaf.

Die Sommerwärme ist gerade in voller Kraft, sie kocht über den niedrigen Büschen und über dem Reifig des Moores, und fern am Horizont steigt sie zitternd in die Luft.

Sie und da funkeln die blanken Spaten, und der grelle Lichtschein fällt auf einen blauen oder roten Unterrock.

Die Männer stechen den Torf in den Gräben. Die jungen Burtschen und Frauen fahren ihn auf Schubkarren dorthin, wo er aufgelegt werden soll. Ringsum herrscht Emsigkeit.

Dann hört plötzlich überall zugleich die Arbeit auf. Sie versammeln sich um den Etkorb und den Bierkrug. Per Holt sieht seine Nachbarn sitzen, den torffarbenen Lammes, den schiefköpfigen Moor-Christian, den blassen, dünnhaarigen Hügel-Per und Jerik.

Ein Heidehügel dient ihnen als Sitzplatz. Das weiße Wollgras ziert und leuchtet ringsum festlich in ihrer Nähe. Der Duft des Porst würzt ihre Mahlzeit, und die leichten hellen weißen Sommerwolken bilden die Decke ihres Speisenzimmers.

Jerik mit dem langen Schurrbart bildet den Mittelpunkt, und sitzend und liegend gruppieren sich Frauen und Kinder rings um ihn herum.

Per bleibt stehen und grüßt freundlich.

Es hat den Anschein, als kümmere sich keiner um ihn. Und Moor-Christian, der stets etwas verdrossen und zum Reden aufgelegt ist, fragt Per, ob er nicht seiner Frau daheim einen Besuch abstatten will.

Die Frauen schielen und blinzeln einander zu. Halb wie entschuldigend bemerkt Per, daß Sophie nicht stark sei.

Torf-Lammes Frau sagt mit einer schrecklich groben Stimme:

„Ich hab es so in beiden Hüften, daß ich weder stehen noch gehen kann. Aber das hilft mir alles nichts. Ich muß doch mitmachen.“

Und Moor-Christians Frau leist dazwischen:

„Ja, ich muß, hol's der Satan, auch dabei sein. Sonst ist es nicht zum aushalten mit ihm, dem Trampeltier!“ Mit dieser Bezeichnung meint sie ihren Mann.

Der Schiefköpfige verzieht nur das Antlitz zu einem Grinsen.

Per dagegen findet, daß der Platz der Frau in ihrem Heim ist. Dort gehört sie hin.

„Jetzt fängt er beim Himmel von neuem an,“ murmelt Jerik halb vor sich hin und nimmt einen Schluck Bier, als wolle er irgend etwas herunterzuschlucken und unterdrücken.

„Meine Frau soll jedenfalls zu Hause bleiben, möge es dann gehen, wie es will. Ich bins zufrieden.“

Per blickt sich fast wild im Kreise um, als er hinzufügt:

„Das habe ich einmal geschworen, als uns etwas passierte!“

Jerik kurz: „Bist Du nicht überhaupt so etwas Besseres?“

„Gott, wie Ihr doch dumm seid!“ Per schüttelt den Kopf.

„Ihr fühlt nicht einmal das Unrecht, das Euch geschieht. Ihr zieht so lange an dem Fuder, bis Euch irgend jemand „prrr“ sagt...“ Dann plötzlich voll starker innerer Erregung: „wie armer Leute Kinder doch eigentlich vom Leben mißhandelt werden!“

Es bricht so unmittelbar aus Pers innerstem Wesen hervor, es klingt so frisch und schön, daß sie unwillkürlich aufhorchen.

Sie blicken auch zu ihm auf, wie er da über ihnen steht und eine Geste mit der Hand macht.

„Und Ihr begreift nicht einmal, daß gerade jetzt eine neue Zeit durch die Lande schreitet. Gleich wie der Tag jeden Morgen kommt und vom Osten her in das Tal hineinzieht.“

Per wendet sich und geht fort.

Einen Augenblick herrscht Stille.

Es ist die Stille, die stets etwas Schönerem folgt.

Aber als dann Jeriks Frau mit ihrer scharfen Stimme hinter ihm herruft: „Grüß die gnädige Frau!“ da gewinnt die entgegengesetzte Stimmung sofort wieder die Oberhand.

Sie lachen, daß es schallt.

Per kehrt sich um und scheint etwas sagen zu wollen. Er steht einen Augenblick still. Aber dann besinnt er sich und schreiet weiter.

Und sie lachen laut hinter ihm drein. Jeriks Frau hebt sogar das Bein und schlägt sich auf die Schenkel, unter lautem Gelächter.

Torf-Lammes hat inzwischen mit Klauen aufgehört. Er

sagt niemals etwas, während er ist, und es dauert manchmal lange. Nun verzieht er in grauerregender Weise den Mund, um einige Krumen zu entfernen. Schließlich spült er sie mit einem Schluck Bier hinunter. Dann sagt er:

„Das ist verkehrt, das ist Sünde. Ich weiß etwas.“

„Was ist verkehrt, bester Tammes,“ fragt die Frau.

„Es ist, hol's der Satan, Sünde, was ihr dem Herr antut.“

— Seht, er ist Arbeiter auf dem Rittergut gewesen, und die Frau mußte auf dem Gute melken, und dann waren die kleinen Kinder ja allein zu Hause, und seht . . .“

„Nach doch ein bißchen schnell, Tammes!“ sagt die Frau.

„Ich will es nämlich — richtig erzählen, müßt Ihr wissen. — Also die kleinen Kinder sind, wie Ihr wißt, allein zu Hause, und dann stecken sie den ganzen Kasten in Brand.“

„Sol!“ rufen mehrere zugleich. „Brannte das Haus?“

„Ja, weiß der Teufel, ob es brannte. — Die Kinder — jedenfalls —“

„Die Kinder!“

„Ja, es starben ihnen damals drei kleine Kinder.“

„Ach du lieber Himmel, drei kleine Kinder!“ seufzte Tammes Frau.

„Und sie verbrannten, Tammes?“ fragte Moor-Christians Frau.

„Ach Du lieber Herrgott im Himmel, die armen kleinen Würmer!“

Tammes nickt.

„Und seit der Zeit ist sie gleichsam . . . Ja, ich will nichts gesagt haben, aber sie ist gewiß nicht immer ganz richtig!“

Teriks Frau, die noch vor kurzem so laut und ausgelassen war, ist ganz kleinlaut geworden.

„Die armen Menschen!“ sagt sie und schüttelt den Kopf.

„Ich glaubte fürwahr, er sei eingebildet.“

„Ja, aber weißt Du es auch genau?“ fragt die Frau.

„Woher willst Du mehr wissen als andere Leute?“

„Ja, gewiß weiß ich es, denn mein Schwesterkind erzählte es mir vor ein paar Tagen, als wir zum Begräbnis waren.“ Tammes ipudt in einen nahen Dorfgraben hinein und ist nicht weit davon entfernt, sich ganz wichtig zu fühlen. (Fortf. folgt.)

1]

Der letzte Zentaur.

Von Paul Heyse.

Vom Turme der Frauenkirche schlug es Mitternacht.

Ich kam aus einer Gesellschaft, in der man sich vergebens bemüht hatte, eine sehr lahme und trodene Unterhaltung mit gutem Wein in Ruh zu bringen. Der Kopf war mir immer heißer geworden und das Herz immer kühler. Endlich hatte ich mich weggestohlen in den sonnenumarmen Mondenschein hinaus und schlenderte ziellos durch die totenstille, taghelle Stadt, um den Unmut über die verlorenen Stunden verdampfen zu lassen.

Als ich an der ehrwürdigen Marienkirche vorbei durch das Frauengäßchen in die Kaufingergasse trat, blieb ich plötzlich stehen. Wie gegenüber lag, seine drei Stockwerke mit den dunklen Fenstern gegen Mitternacht erhebend, ein wohlbekanntes Haus mit vorspringender Ecke und einem blauen Laternen über dem Eingang, in dem ich vor mehr als einem Jahrzehnt manche unvergeßliche Nacht bei schlechterem Getränk als heute, aber unter feurigeren Gesprächen zugebracht hatte. Ich las die Inschrift über der tierlich geschnittenen, von zwei Karpatiden gestützten Holzumrahmung des Torwegs: „Weinhandlung von August Schimon“.

Ja wohl, sagte ich vor mich hin, die Zeiten wandeln sich und wir mit ihnen! Das ist noch derselbe Name, der damals einmal in jeder Woche unsere Lösung war. Aber der ihn teug, der behäbige Mann mit dem schwarzen Kraushaar und den verschämten kleinen Augen — wo ist er hingekommen? Sein Glückstern hatte nur über diesem Hause leuchten wollen. Als er es verließ, um in einem prächtigen Hotel den Wirt zu machen, war es mit ihm rückwärts gegangen, bis zu einem traurigen Ende. Seine Gültigkeit soll ihn in unglückliche Spekulationen anderer verwickelt haben, vielleicht auch ein phantastischer Zug zum Großen und Gewagten, den er mit einigen seiner Gäste gemein hatte. Er war eben ein Idealist unter den Gastwirten, und sein Andenken ist mir teuer geblieben, trotz seiner Weine, auf die Freund

Zentauren sind Wesen der griechischen Sage, die aus Menschenrumpf und Pferdeshuppe zusammengesetzt sind. Heyse verleiht seiner humorvollen Novelle, die das Vanausentum verläßt, Erinnerungen an deutsche Maler ein, deren Kunst zu seiner eigenen Art Beziehung hatte. Vor allem der hellenisierende Genelli (1798—1868) ist in dieser Beziehung von Bedeutung. Die Novelle verrät aber auch, wie nahe Heyse der Romantik seines Zeitgenossen Wöllin stand. Die Novelle gehört dem siebenten Bande der Gesammelten Werke Heyses an, die in J. G. Cottas Buchhandlung Nachf. Verlag erschienen sind.

Emanuel damals nach der Melodie des Dies irae (Tag des Jornes) eine schöne Strophe dichtete:

Aber auf den Wein von Schimon
Folgt ein morgenliches Wehe,
Und man nennt's den Ragenjammer.

Heutzutage, da die Erben das Geschäft fortführen, sollen die Weine sich bedeutend gebessert haben und der alten Firma Ehre machen. Aber können die besten neuen Weine für die gute alte Gesellschaft entschädigen, die nun nicht mehr von ihnen trinkt und den trüben Lethetrunk, oder selbst den Nektar der Unsterblichkeit gern hingäbe um ein paar Flaschen jenes dunkelroten Ungarweines, den wir mit Todesverachtung und „festlich hoher Seele“ so manchmal hier „dem Morgen zugebracht“? Wie gern ließ ich alles morgendliche Nachtleid über mich ergehen, könnte ich noch einmal dich, teurer Genelli, hinter dem Tische in dem niedrigen, leicht-angerauchten Weinstübchen sitzen sehen, die volle Unterlippe halb freudig, halb trozig aufgeworfen, während eine göttliche Kinderfröhllichkeit dir aus den Augen blühte! Damals warst du noch nicht Großherzoglich Weimarischer Professor und Gallenritter; du hattest noch nicht in dem Freiherrn von Schad den Räten gefunden, der dich in den Stand setzte, die Entwürfe deiner Jugend auszuführen. Oben in deinem bescheidenen Quartier am Stadtgraben sahest du, und die Gesellschaft deiner Götter und Heroen ließ dich die Welt vergessen, die dich vergaß. Aber wenn du auch oft zu arm warst, um die Pleistifte zu bezahlen, mit denen du, in zarten Linien leicht umrissen, deine Träume von den Göttern Griechenlands auf reinliche Blätter schriebst: nie sah ich den Schatten von Erdenrot und Sorge auf deiner olympischen Stirn, die wie ein Berggipfel über allem Gewölk sich im ewigen Aether sonnte. Und wie auch die Sorge an deinem Herde die Rolle des Heimchens spielen mochte — einmal in der Woche lenktest du den Schritt zu diesem Hause, um den Anflug von Staub und Mober, der sich etwa an deine Seele zu setzen versucht, im Weine wegzuspülen. Ob der wadere Schimon die Ehre zu schätzen wußte, die du ihm antatest? Ich entsinne mich kaum, daß ich dich deinen Wein hätte bezahlen sehen wie andere Erdenöhne. Freilich warst du auch stets der Letzte, der ging, noch ganz ausrechten Hauptes und festen Ganges, gefeigt gegen das vielberufene malum matutinum (morgenliches Wehe), und auch darum vielleicht unserm Wirt so teuer, weil du den Glauben an die Unversältheit seines roten Ungar mit der Macht deiner Rede und deines Weispiels verteidigtest.

Schöne, ambrosische Mitternächte, wenn der zweifelshafte Nektar seine Kraft bewies und den Meister über alle Not der Gegenwart hinweg in seine römische Jugend zurückführte! Dann wurden, während Dichtung und Wahrheit sich traulich in Eins verchlungen, die Schatten der waderen Vorfahren heraufbeschworen, die in Rom zuerst, nach Winkelmanns und Carstens Heimgange, der deutschen Kunst eine Freistätte bereitet hatten. Der seltsame Poet und seltsamere Maler, der als Maler Müller dem heutigen Geschlecht trotz neuer Ausgaben seiner Schriften nur noch dem Namen nach bekannt ist, und von dem Genelli gern eine Strophe anführte, die er sehr bewunderte, eine Inschrift auf einem Trinkgefäß, folgender Fassung:

Trinke, Freund, aus dieser Schale,
Die der Gott der Lust
Einst geformt bei einem Göttermahle
Auf Cytherens Brust.

Als Zweiter dann, der nicht minder wunderliche Tiroler Koch, von dessen trefflichen Landschaften jedoch weniger gesprochen wurde, als von seiner „Rumfordschen Suppe“, jener mit derbem Witz und bitterem Hohn reichlich überpfefferten Perzensergiehung über den Verfall der Kunst, deren Kraststellen unser Freund mit schmunzelndem Behagen zu zitieren liebte. Endlich der alte Reinhard, ein waderer Meister in seiner Art, und doch minder groß und glücklich als Künstler, denn als Jäger. Noch hör' ich Genelli die berühmte Geschichte erzählen, wie der alte Rimrod eines Tags im Zwielficht mit leerer Jagdtasche und den Schuh noch in der Hinte in sein dämmriges Zimmer trat, unwirsch über den verlorenen Tag. Da sieht er auf seinem Tisch etwas sich regen, als ob es davonlaufen wolle, und in ungefühltem Jagdtrieb reißt er, ohne sich zu besinnen, das Gewehr von der Schulter, legt an und schießt. Als er hinzutritt, zu sehen, was er geschossen, findet er einen alten Käse, den die Kugel glatt durchbohrt hat, ohne doch das tausendfältige Leben in ihm zu töten.

Das ist eine von den sogenannten Jagdgeschichten! erlaube ich, während wir anderen lachten, ein kleiner dürrer Mann zu bemerken, der den Kunstkritiker machte, für den Realismus schwärmte, dennoch aber sich häufig an diesem Tisch einfand, wo die idealistischen Spötter saßen. Sie wolten uns doch nicht zumuten, Genelli, an diese Käsejagd zu glauben.

Der Meister blühte ihn mit seinem gutmütigsten Jupiterblide an.

Ihnen mude ich überhaupt nicht zu, etwas zu glauben, was Sie nicht sehen, sagte er. Aber wenn diese Geschichte nicht wahr ist, so ist auch die folgende erlogen, die ich doch selbst erlebt habe. Es war in Leipzig; ich steh eines Abends am Fenster meiner Wohnung und blicke auf den Markt hinunter. Da sehe ich ein kleines altes Weibchen, das langsam mit trippelnden Schritten ihres Begees geht und mit einem Stöckchen auf dem Pflaster etwas vor sich her

zu treiben scheint, was ich nicht erkenne. Ich gehe endlich hinunter, um zu sehen, was es ist. Was war es? Eine Heerde kleiner alter Handläse, die das Weibchen auf diese Art zu Marthe trieb.

Nun fand es auch der kleine Kritiker geraten, mitzulachen. Er wußte, er durfte die Langmut des Olympiers nicht zu sehr auf die Probe stellen, wenn er nicht mit einer vollen Ladung Rumsforderscher Suppe überschüttet sein wollte. Denn als der einzige Realist unter den Idealisten hatte er, trotz seiner zweischneidigen Zunge, den Kürzeren gezogen.

Nur einer lachte nicht, dessen aschfarbenes, schlechttrasiertes Gesicht ich überhaupt nie habe lachen sehen, obwohl ihm bei allem, was Genelli tat und sagte, in heimlicher Bewunderung das Herz im Leibe lachte: ein langer, hagerer, scheublickender Mann, in sehr schäbigem Rock, von veraltetem Schnitt, der in einem lahlen Zimmerchen, wie es hieß, von der Luft lebte und nie etwas anderes tat, als daß er, wenn ein tollkühner Kunsthändler sich zu einem solchen Unternehmen aufschwang, Genellis Entwürfe in leichter Umrißmanier in Kupfer stach. Dies, und das Bewußtsein, Platens Freundschaft besessen zu haben, waren deine einzigen Lebensfreuden, ehrlicher Schüß. „Die Treue, sie ist kein leerer Wahn!“ Und du hast sie redlich bis ans Ende bewahrt. Als dein Meister zu den Schattcn hinabstieg, um sich auf der Asphodeloswiese zu seinen homerischen Helden, seiner Heze und seinem Wüstling zu gesellen, litt es auch dich nicht länger hier oben in der Sonne. Ein Schatten eines Schattens zu sein, schien dir rühmlicher, als hier noch länger körperlos herumzuwandern.

Ein anderer der Getreuen war schon vorausgegangen: der edle, hochmüthige Holsteiner Charles Roth, dessen Landschaften mit Verschmähung der modernen Virtuosenkünste, jener certa idea (festen Idee) nachstrebten, die einst einen Poussin und Claude begeistert hatte. An seiner stählernen Mannesseele, der es an schneidigen Eden und Kantcn nicht fehlte, hatte die weiblich zarte Hülle vor der Zeit sich zerrieben. Denn außer dem Schmerz, in einer Epoche zu leben, die in der Kunst ganz andere Götter verehrte, als die ihm die wahren schienen, drückte auf ihn der Lebenskummer um die gefesselte und geknechtete Heimath, deren Befreiung und Heimkehr zu den deutschen Stammesgenossen er nicht mehr erleben sollte. Auch ihn, wie Genelli, habe ich nie klagen, wohl aber zürnen und spotten hören, wobei dann seine sanften blauen Augen unter der weißen, von blondem Haar überwallten Stirn seltsam leuchteten, wie vom Widerschein seiner stählernen Seele. An Genelli hat er in dessen sorgenvollster Zeit mehr getan, als irgendein anderer seiner Freunde; er war es auch, der ihm in Baron Schads den hilfreichen Gönner und Freund zuführte und die Bestellung seines Raubes der Europa vermittelte, wodurch dem Einsamen auf der Schwelle des Alters noch einmal die Genugthuung wurde, seines bestes Willen und Können in einer Reihe großer Schöpfungen auszusprechen, freilich nicht ganz ohne Spuren der langen Vereinsamung, in der er seine kraftvollsten Jahre hingekristet hatte.

Soll ich die anderen noch aufzählen, die Jüngeren, die sich an jenen Abenden um den Meister scharten? Sie leben und schaffen noch, und nicht alle sind dem Bekenntnis jener stillen Gemeinde treu geblieben, deren Stolz es war, allem schwächlich dünnen und seelenlosen Unwesen des modernen künstlerischen Nationalismus den Rücken zu kehren. Einer aber, der es äußerlich am weitesten gebracht und die Genutzkraft des alten Heidentums nicht bloß darum besah, um desto schmerzlicher zu entbehren, sondern in vollen Bügen Lebensfreuden schlürfte, Karl Nathl, — auch er ist schon zu jener stillen Schar versammelt, die er auf Erden nur dann und wann besuchte, aus Italien oder von Wien herüberreisend, um dem alten Freunde die Hand zu schütteln und ein paar Tage aus dem Vollen mit ihm zu leben.

Ich sehe ihn noch, wie er bei einem dieser Besuche auch abends zu Schimon kam und alle, die ihn noch nicht kannten, in Erstaunen setzte durch die unerhörten Raffinirungen, die er ruhig, ohne viel Aufhebens von seinem Appetit oder der Zubereitung zu machen, rein zur Stillung des dringendsten Bedürfnisses zu sich nahm. Er hatte etwas vom Löwen, der mit gleicher Würde und Kraft, ohne Gier und Feinschmiederei seine Kost zermalmt. Da begehrst man, sagte der Kunstkritiker mir ins Ohr, daß das Fleischmalen seine Force ist, bei solchen Naturstudien! — Aber als er dann satt war, und sich nun in die Unterhaltung mischte, konnte man merken, daß der Leib sich nicht auf Kosten des Geistes so heroisch nährte. Denn unmerklich, ohne rhetorische Künste, mit der unscheinbaren Gewalt eines reichen Wissens und eines hellen Verstandes, der allen Ideenstoff sofort in Saft und Blut verwandelte, fing er an, das Gespräch zu beherrschen, daß wir alle an seinen Lippen hingen, während es von der lahlen Stirn des geistreichen Satyrgeichts wie eine prophetische Flamme leuchtete. Genelli sah schweigend neben ihm, verklärt von dem brüderlichen Stolz, seinen Freund aus allen Wortkämpfen als Sieger hervorgehen zu sehen. Er trank an dem Abend für zwei, während Nathl kaum einmal vom Ungar nippte. So saßen sie wie die Dioskuren beisammen, jeder auf seinen Stern vertrauend, den Stern der Schönheit, der in die dampfswolke Gegenwart nur trübe hereinleuchtete, in solchen Nächten aber den Eingeweichten im alten hellenischen Glanz erschien.

Solche Nächte! Wie lange schon waren sie verglüht und verglommen, und wie hell leuchteten sie beim Anblick jenes Hauses in der Erinnerung auf. Vieles hatten die Jahre seitdem gebracht,

redliche Kämpfe und fröhliche Siege, heitere Tage und Nächte genug mit alt und jungen Freunden — solche Nächte nicht wieder!

Eine feierliche Behmut überkam mich; ich ließ den Kopf auf die Brust sinken und vertiefte mich eis 1 Weise in den Abgrund dieses geheimnisvollen Erdbendaseins. In die Tür mir gegenüber war ich, seitdem die stille Gemeinde in alle Winde zerstreut war, nie wieder eingetreten. Was hatte ich dort auch zu suchen? Heute fühlte ich einen unüberstehlichen Trieb, wenigstens in den langen Flur hineinzuspähen, durch den uns sonst der kleine schwindjüchtige Stellner, Karl, der nun auch längst einen besseren Schlaf genießt, hinauszu leuchten pflegte, um das Pauster hinter uns zu schließen. Ich versuchte den Türgriff, und obwohl die Polizeistunde schon längst vorüber war, gab die Tür dennoch willig und geräuschlos nach. Es mußten noch Gäste drin beim Weine sitzen.

Aber um keinen Preis der Welt hätte ich's übers Herz gebracht, fremde Gesichter an der geweihten Stätte zu sehen.

Ich setzte mich, um nur noch einen Augenblick in der Stille meinen Erinnerungen nachzuhängen, auf eines der leeren Fässer, die an der Wand standen, und sah den tiefen Ausgang hinunter, aus dessen Hintergrunde eine schläfrig rote Laterne mich vertraulich anblinzte. Es war im Hause totenstill, und eine seltsame Noderkühle, mit Weingeruch vermischt, wehte mich aus Flur und Kellertreppen an. Dann und wann hörte ich draußen einen Nachtschwärmer vorbeitrappen und konnte an seinem gleichen oder ungleichen Schritt erkennen, ob es ihm kühl oder schweiß unter dem Hut war. Durch die halboffene Tür fiel ein armsdicker gleißender Strahl des Mondlichtes herein, auf den ich unverwandt starren mußte, als sollte mir von daher, wie weiland Jakob Böhme durch den Sonnenstrahl auf seiner zinnernen Schüssel, eine mythische Offenbarung zuteil werden. Ich wartete aber umsonst — und über dem Harren und Sinnen wollten mir endlich eben die Augen zufallen —

Da kam ein schlurfender Schritt aus der Tiefe des Ausgangs auf mich zu, jener bekannte schlaftrunkene Stellnerschritt in ausgetretenen Hausschuhen. Ich dachte, man komme mich hier wegzuweisen, damit das Haus geschlossen werden könnte, und fuhr in die Höhe. Erschrocken sah ich die wohlbekannte Gestalt des kleinen Karl vor mir stehen.

Sie sind es? sagte ich. Wie kommen Sie denn wieder hierher? Sind Sie denn nicht längst —

Er sah mich aus seinen müden, geröteten Augen so wunderbar an, daß mir das Wort in der Kehle stecken blieb.

Die Herren schicken mich, sagte er in schläfrigleisem Ton, um zu sehen, ob Sie denn noch nicht kommen. Es sei schon sehr spät, und sie würden nicht mehr lange bleiben.

Welche Herren? fragte ich, während ich von meiner Tonne herunterstieg.

Sie kennen sie ja wohl, erwiderte der Kleine und wendete sich schon, um wieder hineinzugehen. Uebrigens wie Sie wollen. Die Herren meinten nur —

Damit ging er mir voran, und ich besann mich nicht länger, der seltsamen Einladung zu folgen. Auch fühlte ich, wunderbarerweise, nicht den leisesten unheimlichen Schauer. Ich konnte fast glauben, dies sei ein Traum, sagte ich so für mich hin; aber ich habe doch die Augen weit offen, und sehe die rote Laterne und höre das Hüfteln des kleinen Karl. Nun, was es auch sei und wen ich auch sehen werde —, in diesem Haus und unter so guten Freunden brauche ich mich nicht zu fürchten.

Und doch, als wir uns der Tür der Weinstube näherten, mußte ich plötzlich stehen bleiben. Das Herz klopfte mir heftig, und eine tiefe Nührung überfauerte mich. Denn aus dem Innern hörte ich nun deutlich eine unbergliche Stimme, die mir zum letzten Male so wehmüthig Lebenswohl zugerufen hatte auf dem verschneiten Schiller- und Goethe-Platz zu Weimar.

Er soll nur hereinkommen, erscholl die Stimme wieder, mit der alten freudigen Kraft und Frische. Per Bacco! er wird doch den Wein nicht abgeschworen haben und unter die Wasserdichter oder Bierhülster gegangen sein? Guten Abend, Freund! Sehen Sie sich zu uns. Der Schütz wird ein wenig Platz machen. Oder wollen Sie sich lieber bei Charles Roth niederlassen? Karl, noch einen Spiß! Man lebt nur einmal — hätt' ich beinahe gesagt.

(Fortf. folgt.)

Spinat.

Von C. Schenking.

Der März ist für Hausfrauen der schlimmste Monat, denn es ist schwer, den Küchenzettel zusammenzustellen, ohne zuviel Konserben zu Hilfe zu nehmen. Sind die Wintergemüse bis auf wenige Reste verbraucht, so erscheint im April als Retter der Spinat, jene von vielen hochgeschätzte, von vielen aber auch fast verächtlich behandelte Gemüsepflanze.

Aus ihrer Heimath, den salzhaltigen Steppengegenden des nördlichen Asiens, drang die Pflanze bereits im 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Indien und China vor; die nach Westen gerichtete Wanderung erfolgte erst später. Den Griechen und Römern war der Spinat unbekannt, kam er doch erst im 15. Jahrhundert durch die Araber nach Spanien.

Von hier aus scheint sich die Pflanze dann über ganz Europa

ausgebreitet zu haben, worauf auch einer ihrer früheren Namen, Hispanach, d. i. spanisches Kraut schließen läßt. Nach anderer Lesart ist sie aber schon früher in Spanien bekannt gewesen und soll im 14. Jahrhundert nach Frankreich, im folgenden Säkulum nach Deutschland, 1525 nach Mexiko und erst 1568 über Holland nach England gelangt sein. Heute ist sie für das gesamte Europa das typische Frühjahrsgemüse geworden, und insbesondere uns Deutschen liefert sie das Gründonnerstagsgericht, ein schwaches Abbild der „Reinstärke“, welche unsere heidnischen Vorfahren und die nachfolgenden Geschlechter als Ostergericht verpfeiften. Wie der Name erkennen läßt, waren zur Herstellung dieses Gerichts neun verschiedene Kräuter erforderlich, denn diese zusammengenommen vermochten nur die heilkräftige Wirkung auszuüben, welche dem Genuß der Speise nachgerühmt wurde. Zu ihrer Herstellung waren erforderlich: gemeine Melde, wilde Fenchel, Sauerampfer, Löwenzahn, Ribwortel, Bachbunze und Fenchel, denen noch zwei von den Gartenkräutern Kerbel, Schnittlauch, Porree oder Portulak zugesetzt wurden. Den Hauptbestandteil bildete die Melde, auch wilde Spinat genannt, die aber gänzlich aus den Küchengärten verschwunden, als die Spinacia oleracea ihren Einzug gehalten hatte. Nur in England genießt sie hier und da noch einer gewissen Pflege und in der Küche findet sie Verwendung.

Der Spinat wird in zwei Hauptsorten kultiviert: Sommer- oder holländischer Spinat und Winterspinat, wovon letzterer, im August gefät, das Ostergemüse liefert. Der Botaniker unterscheidet beide Arten nach Beschaffenheit des Fruchtstängels in Spinacia inermis (wehlofer) und Spinacia spinosa (dorniger), der in den Preislisten der Samenhandlungen als „scharfsamiger“ geführt wird. Aber auch ohne ein Pflanzenkundiger zu sein, vermag man beide Formen leicht auseinander zu halten: jener hat länglich-eirunde oder stumpf-dreieckige Blätter, diese spießförmig-zweizählige. Durch die Kultur sind verschiedene Spielarten entstanden, so die rundblättrigen Varietäten Birsloch und Saudry und der gelbe Savoyer.

Während man längst wußte, daß der Spinat als gelindes Abführmittel wirkt, wurde erst in späterer Zeit von medizinischer Seite darauf hingewiesen, daß er ein stark eisenhaltiges Nahrungsmittel und darum ein außerordentlich gesundes Nahrungsmittel ist, dessen Genuß für die heranwachsende Jugend, vornehmlich für blutarme junge Mädchen nur dringend empfohlen werden kann.

In welcher Garnitur der Spinat sich auch präsentieren mag, überall und immer ist er ein willkommenes Gemüse. Keiner behaupten freilich, von allen Beilagen seien „Dörsenaugen“ das einzige richtige und wahre, dagegen sind andere schon mit gebratenen Kartoffeln als Beilage zufrieden. Beweis genug, daß der Spinat schon an und für sich den Ansprüchen der vertilgenden Menschheit genügt. Veneriert sei auch, daß bei der Zubereitung des Gerichts anstatt der Butter Gänsefett verwendet werden kann. Es ist das eine Erfindung des älteren Dumas, der auf sie nicht weniger stolz war, wie später sein Sohn auf die Komposition des Salado Francillon.

Leider ist der Spinat nur in den ersten Frühjahrswochen schmackhaft; sobald er in Samen schießt, ist er wertlos. Wer aber auch für den Hochsommer den Genuß des Spinats nicht entbehren will, der muß zu einer ihm verwandten Pflanze greifen, die während der heißen Sommermonate ein zartes, wohlriechendes Gemüse liefert, nämlich zu dem Neuseeländer Spinat, *Tetragonia expansa*, der, weil er in Japan wild wächst, auch *T. japonica* heißt. Ihre wissenschaftliche Benennung (*Tetragonia*) ist von der Blattform hergeleitet und bedeutet vierwinklig oder vierseitig ausgebeugt. Neuseeland und die Südpazifik sind seine Heimat, wo ihn schon Cook als vorzügliches Gemüse schätzen lernte, so daß er sich veranlaßt sah, ihn 1772 in Europa einzuführen. Am Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Pflanze mehr bekannt geworden, hat aber noch immer nicht die ihr gebührende Verbreitung (Stengel und Blattspitzen sind bis in den Herbst hinein nutzbar) gefunden, was wohl seinen Grund darin hat, daß die großen harten Samen nur langsam und unsicher keimen. Sonst ist aber seine Pflege eine leichte und seine Kultur in jedem Garten durchführbar. Sechs bis acht Pflanzen genügen, für eine Familie während des ganzen Sommers frischen Spinat zu liefern; nur müssen die Blätter sorgfältig abgepflückt und nicht abgerissen werden.

Bekannter in Süddeutschland als bei uns ist der englische Spinat oder Gemüsepimper, *Rumex patientia*. Dieser wird in England viel angebaut; auf unseren Gemüsemärkten erscheint er selten einmal, und geschieht dieses, so bleibt er unbeachtet. Er liefert jedoch ein besseres Gericht, als sein Aussehen verrät. Sind seine Blätter auch nicht so weich und butterig wie die unseres Spinats, so sind sie doch zart und werden beim Kochen völlig weich. Sehr Anbau empfiehlt sich besonders für Gegenden, wo der gewöhnliche Spinat in kalten Frühjahrsfriert, da er widerstandsfähiger als unser Spinat ist.

In Belgien und Holland ist der libanische Salat, *Claytonia cubensis*, ein beliebtes Gemüse; er wird auch als Mittel gegen Seberleiden empfohlen. Hier und da wird in Deutschland der Erdbeer-spinat (*Blitum*) kultiviert. Von dieser Pflanze genießt man nicht nur die sprossen und Blätter, sondern auch die scharlachroten, erdbeerartigen Früchte.

Zu den Spinatgewächsen stellt man auch eine Anzahl Gewächse, die botanisch mit ihnen in keinem Zusammenhange stehen. Man sagt sie unter dem Sammelnamen *olux* zusammen, womit in der altrömischen Küche Gemüse bezeichnet wurden, die man in Rus-

form zubereitete. Außer den genannten Arten gehören hierher Gartenmelde, Weiskohl und die verschiedenen Ampferarten. Die Gartenmelde und die ihr nahe verwandte, nach der Form der Blätter „Gänsefuß“ genannte Meldegattung werden außer als Gemüse auch als Zierpflanzen kultiviert. Sie erfreuen durch das interessante rot-gelb-grüne Farbenspiel der Blätter. Auch die Runkelrüben oder Beten gehören zum Spinat, und die bekannte rote Rabe wird außer in der Küche nicht selten als schmückendes Blattgewächs in Rasenflächen verwendet. Der Weiskohl oder Mangold ist eine Abart der gemeinen Runkelrübe, deren früherer deutscher Name „Pieze“ war, woraus Pieze, Peise und schließlich Weiskohl wurde. Seine Benennung „römischer Kohl“ läßt auf seine Heimat schließen. Er ist zwar kein besonders feines Gemüse, doch, wie Spinat und mit diesem oder mit Ampfer zusammen richtig bereitet, sehr wohl essbar.

Kleines Feuilleton.

Die Arbeit der Robbenfänger. An die erschütternden Nachrichten über die Tragödie der Robbenfänger von Neufundland und den Untergang von zwei großen Fangschiffen knüpft der bekannte Labradorforscher Dr. Wilfred Grenfell an, um aus seinen persönlichen Erfahrungen ein Bild von der Entwicklung der Katastrophe und der Häufigkeit ähnlicher Unglücksfälle zu geben. „Um die Robben zu jagen“, so führt Grenfell im „Daily Chronicle“ aus, „bahnen sich die Schiffe von St. Johns einen Weg durch die Eisfluten, die von der Strömung nordwärts getrieben werden, aus Labrador kommen und oft eine Breite von 200 englischen Meilen erreichen. Die jungen Robben werden auf dem Eise Anfang März geboren. Die Schiffe arbeiten sich an die Nähe der Robbenfelder heran, alsbald werden dann die Mannschaften ausgesetzt, um die Robben zu erschlagen und zum Schiff zu bringen. Nun kommt es oft vor, daß das Schiff nicht bis in die Nähe der Robben vordringen kann; die Männer sind dann genötigt, über Eisschollen zu klettern, um ihre Beute zu erreichen. Bei plötzlicher Veränderung der Windrichtung bricht das Eis und die Schollen treiben fort. Die Folge ist, daß die Jäger auf kleineren oder größeren Eisschollen in alle Himmelsrichtungen über das Meer verstreut werden, und viele Stunden mögen vergehen, ehe es gelingt, alle Verstreuten wieder aufzufinden und an Bord zu nehmen. Vor einigen Jahren fehlte der Dampfer „Greenland“ über 100 Mann auf das Eis, und 48 der Robbentöter erstarben, weil plötzlich ein Schneesturm losbrach, das ganze Eisfeld in Bewegung brachte und es den Fischern nicht möglich war, zum Dampfer zurückzufinden.“

Ich halte nach meinen Erfahrungen den Robbenfang für einen der gefährlichsten Verufe, da die Eisschollen bei heftigem Winde und Sturm oft mit einer Geschwindigkeit von 10 bis 15 Kilometern in der Stunde fortgetrieben werden, so daß ein Mann in kurzer Zeit leicht auf eine Entfernung von 40 Kilometern von seinem Schiffe verschlagen werden kann. Eine weitere Quelle der Gefahr ist es, daß die Dampfer einzeln jagen, was aus dem Wunsche der Fischer sich erklärt, ein gutes Robbenfeld möglichst allein auszubenten. Wenn dann dem Schiffe ein Unglück zustößt, sind die Jäger von jeder Rettungsmöglichkeit abgeschnitten, und in den meisten Fällen kommt die Hilfe dann zu spät. Des öfteren ereignet es sich auch, daß im Treibeis liegende Schiffe vom Sturme landeinwärts getrieben und dann an der Küste vernichtet werden. Schon manche Schiffe sind auf diese Weise untergegangen.

Die Robbenfänger sind ein hartes und rauhes Geschlecht, die Furcht nicht kennen; oft jagen sie bis spät in die Nacht hinein auf den Eisschollen; ich war selbst Mitglied einer Jagdpartie, die dann vom Schiffe abgeschnitten war und erst nach Stunden geborgen werden konnte. Es war ein schlechter Tag gewesen, viele Eisbrüche waren vorgekommen und wir hatten nur 20 Robben erlegt. Die Nacht übertrafste uns, es war bitter kalt; um uns warm zu halten, sprangen wir auf unserer Eisscholle wie die Laubfrösche umher. Um dem Schiffe ein Zeichen zu geben, in welcher Richtung wir zu suchen waren, machten wir schließlich aus Tauen und Robbensett ein Feuer und wurden endlich aus unserer höchst ungemütlichen Lage befreit. Der Robbenfang dauert gewöhnlich von März bis Mai.

Daß Schiffe untergehen, kommt, wie gesagt, öfters vor; in einer Saison gingen einmal drei Schiffe unter. Jedes dieser Fahrzeuge hatte eine Besatzung von 300 Mann, und alle konnten gerettet werden. Alles in allem arbeiten wohl rund 2000 Menschen in diesem gefährlichen Verufe, und wenn die Männer für die ganze Saison nur 50 Dollar bekommen, sind sie zufrieden. Es kann ihnen auch widerfahren, daß sie überhaupt nichts erlangen. In besonderen Glücksfällen mag ihr Verdienst 150 Dollar erreichen, doch dann muß das Schiff 40 000 Robben erbeuten. Die höchste Jagdbeute eines Schiffes, deren ich mich erinnere, waren 43 000 Robben. Für die ganze Flotte ist eine Beute von 300 000 Robben eine gute Strecke, eine halbe Million gilt als eine ausgezeichnete Ernte der Robbenfängerjaison.

Schwerste todumdrohte Arbeit und ein Hundelohn — die Robbenfänger gehören zu den bedrücktesten Parias der kapitalistischen Gesellschaft.